

**Traurige Verhültnisse.**

Die Stadt der Ehescheidungen.

Sioux-Falls in Süd-Dakota ist seit einigen Jahren zu einer traurigen Verhültnisse gelangt. Die Stadt an den schönen Wasserfällen des großen Sioux Flusses, lebte und wurde wohlhabend durch seine — Ehescheidungs-Mühlen. Die Kandidaten männlichen und weiblichen Geschlechts, welche daselbst Erlösung aus den Banden einer unglückseligen Ehe suchen, werden von den Einwohnern „Colonisten“ genannt und mit schiefen Augen angesehen, obgleich sich Erstere an ihnen bezeichnen. Die Colonie besteht aus Männern und Frauen aus allen Staaten der Union. Alle führt ein Zwed nach Sioux Falls, wenn ihre Gründe auch verschiedene sein mögen. Einige suchen in aller Stille eine Scheidung zu erlangen, Andere weil es schnell gehen soll und die Dritten endlich, weil es ihnen am besten paßt. Zu den Ersteren gehören die armen gequälten Frauen, die Erlösung suchen ohne den damit verbundenen Skandal, welcher sich in ihrer Heimath nicht unterdrücken ließ. Die Zweiten sind die Leute, welche dem Geldverderben nachhängen und wenig Zeit für andere Dinee übrig haben. Sie sind der irrigen Ansicht, daß ihre festschmerzliche Unzufriedenheit in Sioux Falls für alle Zwecke genügend sei. Die dritte Klasse der Ehescheidungs-Candidaten wird von den Leuten gebildet, welche den Ort sammt ihrer Lebensgefährtin in einen lästlichen Hof gebracht haben. Sie kommen hierher, um miteinander in wider Ehe zu leben, bis ein Richter das erlösende Wort gesprochen, damit sie in die Banden einer neuen, oder nichts weniger als heiligen Ehe treten können.

Man glaube indessen ja nicht, daß man so ganz unbemerkt nach Sioux Falls kommen kann, um eine Scheidung zu erlangen. Raum hat man außerhalb Chicago keine Fahrkarte nach dem Städtchen abzugeben, so macht sich bei den Angelegten der Pullman-Waggons eine gewisse freche Zutraulichkeit bemerkbar, die Einer wohl argen mo' der man aber nicht entscheiden entgegen treten kann, da sich Einem kein rechtlicher Anhaltspunkt bietet. Nebenfalls wird man von den Leuten für ein neues Mitglied der Colonie angesehen. Es heißt sogar, daß die Concubine der verschiedenen in Sioux Falls einlaufenden Füge in Diensten der dortigen Advokaten stehen und diesen sofort mittheilen, daß ein neuer Candidat anlangt. Die Frauen erweisen mit Freuden die helfende Hand, die sich ihnen hier entgegenstreckt und so nebenbei ihre fauren Erbsparnisse einsammelnd weiß. Die meisten Frauen kommen indessen mit ihren Liebhabern hierher, welche für sie die nötigen Vorbereitungen treffen. Man mietet ein möblirtes Haus, um ungenirt leben zu können und sich größerer Freiheit zu erfreuen.

Während eines der verflochtenen Winter mietete ein würdevolles Mädchen ein solches Haus im oberen Stadttheile. Sofort wurde es für Scheidungs-Candidaten gehalten, und ihr Auftreten rechtfertigte in der That den Verdacht. Die Frau, welche höchst elegant gekleidet war, ging nur selten aus. Zeigte sie sich aber einmal auf der Straße, so trug sie stets eine Brille mit großen gefärbten Gläsern. Der Mann, welcher sich für einen deutschen Arzt ausgab, besorgte alle Einkäufe auf dem Markte und in den Läden. Einmal Tages war das Mädchen eben so geheimnißvoll verschwunden, wie es gekommen war. Der eine oder andere Theil hatte eine Scheidung erhalten. Ein anderes Mädchen trat mit Dienerschaft auf und bewegte sich frei und offen. Der Umstand aber, daß man eines Tages einen der berühmtesten Scheidungs-Advokaten ihr Haus besetzen sah, genügt, um sie sofort zu der betrachteten Colonie zu zählen.

Die Colonisten sind in den Kirchen nicht gerne gesehen, obgleich man auch ihnen den Keller hinstreckt; sie erhalten keine Einladungen zu Unterhaltungen, man stellt sie in keinem Geschäfte an. Sie bilden in der That eine Gesellschaft für sich selbst. Der Leser verwundert sich vielleicht, warum die Leute gerade nach Süd-Dakota gehen, um eine Scheidung zu erlangen. Die Geschichte ist eben die, daß es ihnen daselbst ziemlich leicht gemacht wird. Noch vor wenigen Jahren waren die Gesetze in dem neuen Staate ungenügend günstig für Scheidungslustige Eheleute. Ein Aufenthalt von wenigen Monaten in Süd-Dakota genügt, um eine Klage anstrengen zu können, während man in den meisten Staaten der Union mindestens ein Jahr anständig leben muß für den besagten Zwed. Viele der Kläger haben ferner die irrtümliche Meinung, daß von den Verhandlungen nichts in die Außenwelt dringen werde. Aber auch in Süd-Dakota sind die Verhandlungen öffentliche und in denselben wird die „schmutzige Wäsche“ ebenbürtig gewaschen, wie in allen anderen Gerichtsstätten. Und dann — fehlt es auch draußen im Westen nicht an sensationellsten Aeußerungen, welche für die Verbreitungen der Vorgänge im Gerichtssaale Folge tragen. Es sei übrigens zum Schluß bemerkt, daß die Befehdung des jungen Staates neuerdings die Scheidungs-Gesetze dahin amendirte, daß der Kläger oder die Klägerin ein ganzes Jahr im Staate wohnen muß, ehe eine Scheidungsklage anhängig gemacht werden kann, im Falle der oder die Verklagten außerhalb des Staates wohnen. Es darf wohl angenommen werden, daß durch diese Maßregel Scheidungslustige Leute es nicht mehr der Mühe werth finden werden, die weite Reise nach dem Westen anzutreten. Durch die Amendirung der erwähnten Gesetze ist der klagende Theil, ebenso wie in anderen Staaten, gezwungen, dem verklagten Theile eine Abschrift der Scheidungsklage zuzusenden, wenn dessen Aufenthalt irgendwo bekannt ist. Bekanntlich war dieses früher nicht der Fall, ein Umstand, welcher das Erlangen einer Scheidung sehr erleichterte, der aber auch Süd-Dakota in einen schlechten Ruf gebracht hatte.

Was mancher gibt sich für verkannt aus, nur um als Talent zu gelten.

**Schmutzige Wäsche.**

Der Standal in den Berliner Hofkreisen ist in ein neues Stadium getreten. Wie bekannt, wurde der frühere Ceremonienmeister Baron Lebrecht von Roge vor einigen Monaten auf dem direkten Befehl des deutschen Kaisers verhaftet und gegen ihn die Anklage erhoben, Briefe schmutzigen und verleumdenden Inhalts an die Mitglieder der kaiserlichen Familie geschrieben zu haben. Besonders war in diesen Briefen die Prinzessin Sophie, eine Schwester des Kaisers, in der abscheulichsten Weise verunglimpft. Nach einer langen Untersuchung wurde der Angeklagte

Baron v. Roge. Klage vor ein Kriegsgericht gestellt, von diesem aber freigesprochen; Kaiser Wilhelm II. bestätigte das Urtheil trotz der Bemühungen der Gegner des v. Roge. Officiell rehabilitirt, ist der Letztere nun dazu geschritten, den ihm zugefügten Schimpf in dem Blute seiner Feinde abzuwaschen. Er hat die Letzteren zum Duell gefordert und sein Hauptgegner, Freiherr v. Reichart, Hofmarschall der Kaiserin Friedrich, hat die Forderungen für sich und Andere übernommen. Das erste Duell zwischen den Beiden hat im Grunewald bei Berlin stattgefunden. Als Secundanen Reichart's fungirten Fürst zu Fürstberg und Fürst von Bülow, als Secundan v. Roge's dessen Vetter Dietrich v. Roge, welcher seinerseits in Verbindung mit der Kaiserin bereits ein Duell ausgefochten hat. Als Waffen dienten Pistolen. Beim ersten Ausrufwechsel wurde Herr von Roge verwundet. Der Verwundete wurde in die königliche Klinik überführt. Noch im Laufe des Tages hatte der Kaiser sich durch den Flügeladjutanten Major Graf v. Wolke nach dem Befinden des Patienten erkundigt. Das Befinden ist ein zufriedenstellendes. Baron v. Roge soll beabsichtigen, nach seiner Wiederherstellung auch die Prinzessin Wilhelmine und Albert von Sachsen-Altenburg zu fordern; ob diese die Forderung annehmen werden, erscheint aber zweifelhaft. Im Uebrigen ist am Berliner Hofe zu Gunsten des Herrn v. Roge ein vollständiger Umschwung der Meinung eingetreten.

Aus den Freiheitskriegen. Die letzten Kämpfe von 1813-15, welche wir unsern Lesern in Wort und Bild vorgeführt, haben in Herrn J. C. Traugott Carl zu Leipzig einen Zuwachs erhalten. Geboren am 16. September 1797 zu Zeulendorf im Voigtland, trat Carl im November 1813 zu Frankfurt am Main in das zum Dortmunder Corps gehö-

Heiratscandidaten. Die Colonisten sind in den Kirchen nicht gerne gesehen, obgleich man auch ihnen den Keller hinstreckt; sie erhalten keine Einladungen zu Unterhaltungen, man stellt sie in keinem Geschäfte an. Sie bilden in der That eine Gesellschaft für sich selbst. Der Leser verwundert sich vielleicht, warum die Leute gerade nach Süd-Dakota gehen, um eine Scheidung zu erlangen. Die Geschichte ist eben die, daß es ihnen daselbst ziemlich leicht gemacht wird. Noch vor wenigen Jahren waren die Gesetze in dem neuen Staate ungenügend günstig für Scheidungslustige Eheleute. Ein Aufenthalt von wenigen Monaten in Süd-Dakota genügt, um eine Klage anstrengen zu können, während man in den meisten Staaten der Union mindestens ein Jahr anständig leben muß für den besagten Zwed. Viele der Kläger haben ferner die irrtümliche Meinung, daß von den Verhandlungen nichts in die Außenwelt dringen werde. Aber auch in Süd-Dakota sind die Verhandlungen öffentliche und in denselben wird die „schmutzige Wäsche“ ebenbürtig gewaschen, wie in allen anderen Gerichtsstätten. Und dann — fehlt es auch draußen im Westen nicht an sensationellsten Aeußerungen, welche für die Verbreitungen der Vorgänge im Gerichtssaale Folge tragen. Es sei übrigens zum Schluß bemerkt, daß die Befehdung des jungen Staates neuerdings die Scheidungs-Gesetze dahin amendirte, daß der Kläger oder die Klägerin ein ganzes Jahr im Staate wohnen muß, ehe eine Scheidungsklage anhängig gemacht werden kann, im Falle der oder die Verklagten außerhalb des Staates wohnen. Es darf wohl angenommen werden, daß durch diese Maßregel Scheidungslustige Leute es nicht mehr der Mühe werth finden werden, die weite Reise nach dem Westen anzutreten. Durch die Amendirung der erwähnten Gesetze ist der klagende Theil, ebenso wie in anderen Staaten, gezwungen, dem verklagten Theile eine Abschrift der Scheidungsklage zuzusenden, wenn dessen Aufenthalt irgendwo bekannt ist. Bekanntlich war dieses früher nicht der Fall, ein Umstand, welcher das Erlangen einer Scheidung sehr erleichterte, der aber auch Süd-Dakota in einen schlechten Ruf gebracht hatte.

Was mancher gibt sich für verkannt aus, nur um als Talent zu gelten.

**Das Panzerschiff der Zukunft.**

Ein englischer Schiffsconstructeur macht den Vorschlag, in Zukunft dreieckige Panzerschiffe zu erbauen. Wie einst die alten hölzernen Dreiecker, so werden auch diese dreieckigen Dreiecker-Panzerfahrzeuge den Schreden der Weltmeere hüten. Zu allen Zeiten ist die Dreieckform die höchste zulässige Schiffsform bei den Wölfen gewesen. Die Trireme der Griechen, eine der complicirtesten Kampfmaschinen, die je auf den Flüssen des Meeres Verwendung gefunden hat, besaß drei über einander befindliche Räder für die Ruderer. Bei Einföhrung der Geschütze baute man zuerst wieder eindeckige Kriegsschiffe, bald aber konstruirte man die Linienfahrzeuge mit drei Batterien. Dann wurde der Dampf der Schiffsfahrt zu Hülfe gemacht, und mit ihm kam zunächst wieder nur ein Rad. Vor Kurzem wurde ein italienisches Kriegsschiff, die „Sardegna“, vom Stapel gelassen, das in seinem Bau und seiner Construction einem gepanzerten Dreiecker schon sehr nahe kommt. Doch der englische Ingenieur wünscht den Typus dieser Dreiecker noch schärfer ausgesprochen.

Lassen wir ihn mit seinen eigenen Worten reden, wie er sich sein Zukunftschiff denkt: „Daselbst soll eine Geschwindigkeit von 23 Knoten und 10,000 Tons Wasserdrängung erhalten. An Armierung würde es zu tragen haben: 16 8zöllige, 20 4 7/8zöllige Schnellfeuerkanonen, 20 12zöllige, 20 6 und 3zöllige Schnellfeuergeschütze und 25 verbesserte Maximkanonen. Das Schiff erhält eine vollständige Panzerung von Göligen Stahlpanzer. Ich denke, in dieser Vollendung wird kein anderes Schiff diesem Panzer gegenüber bestehen, noch seiner verächtlichen Wirkung entweichen können. Dieser Dreiecker, nach einer möglichen Schätzung, wird im Stande sein, in einer Minute eine Breitseite von 400 Schüssen abzugeben. Keiner der leichtschwingenden Kreuzer wird sich dem Bereiche seiner Geschütze entziehen können und nur den schwersten Panzerschiffen mag es gelingen, eine kurze Zeit sich seiner zu erwehren. Doch das müssen auch diese unterliegen, da sie an Bewaffnung und Stärke der Panzerung bei Weitem nicht gewachsen sind. Gewiß wird es große Schwierigkeiten verursachen, ein solches Schiff zu erbauen. Aber das menschliche Genie wird auch dieses Hinderniß zu überbrücken wissen. An Besatzung wird das Schiff über 1000 Mann benötigen.“

Sollten die europäischen Mächte dieses Problem verwerflich, so werden auch die Ver. Staaten nicht zögern, diese Klasse von Schiffen der Bundesflotte einzuverleihen.

123 Jahre alt. In der Person des Nach Raby hat die Piscataway Armenfarm, A. J., einen 123 Jahre alten Mann. Er ist von gebürtigen Altengländern, seit 5 Jahren völlig erblindet, und wie nicht anders zu erwarten, ist sein Rücken unter dieser für einen Sterblichen so ungewöhnlichen Last von Jahren stark gebeugt. Wenn gefragt erzählt er mit großer Lebhaftigkeit und stark ausgeprochenem südländlichen Accent die Geschichte seines langen Lebens.

Selbstverständlich sind ihm alle Daten, mit Ausnahme des Tages seiner Geburt, des 1. April 1772, aus dem Gedächtniß verschwunden, aber er kann sich doch ganz genau der verschiedenen Plätze, an denen er Arbeit gefunden und gelebt hat, entsinnen. Seit 40 Jahren ist er schon ein Inhaber des Armenfarm. Sein Vater war ein Zambianer, seine Mutter eine Weiße, geblüht aus Süd-Carolina.

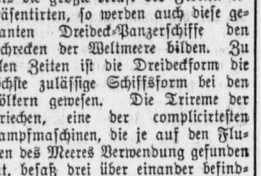
Das das Tabakrauchen nicht gerade sehr schädlich ist, davon gibt uns dieser Mann, der seit dem 6. Jahre diesem von so Vielen verpönten Raster fröhnte, den besten Beweis. Wie er erzählt, hat er einst George Washington in Yorktown reden hören.

Verachtete Annahme. Die kleine Ehe (zu ihrem Vater, der sich eines riesigen Körperumfangs erfreute) nicht wahr, Papa, Dich haben zwei Störche gebracht?

Aha! Fräulein A.: Endet der Roman, den Du da eben gelesen hast, glücklich? — Fräulein B.: Das läßt sich nicht daraus ersehen, der Verfasser hat nur, daß der Held und die Heldin sich zum Schluß heiratheten!

**Auf dem Totenbette.**

Der Operettencomponist Franz v. Suppe in Wien ist sehr schwer erkrankt und sein Zustand ist derart, daß auf seine Wiederherstellung nicht zu hoffen ist. Herr v. Suppe ist der Componist



ein großer Anzahl von Operetten, von denen „Hilte Burche“, „Die schöne Galathea“, „Fatinha“ und „Bocaccio“ die populärsten und am häufigsten aufgeführten sind. Er ist 1820 zu Spalato in Dalmatien geboren, lebt aber seit Anfang der 40er Jahre in Wien, wo er am Josephstädter Theater, am Theater an der Wien und am Theater der Leopoldstadt als Kapellmeister thätig war.



Es ist zum Teufel holen — dieser mürrische verdorrte Mensch und dieser Engel von Sanftmuth!

Sie (zum Cousin, sich seiner erwehrend): „Aber, Fritz, was willst Du denn von mir haben, daß Du mir keine Ruhe läßt?“ Er: „Wasser bister! Wasser!“

Wohlmeinend. Frau Kreisthierarzt (welche etwas zu spät zur Kaffeeschlacht kommt, zum Dienstmädchen): „Kann man eintreten?“ Dienstmädchen: „Warin's lieber noch etwas, gnä' Frau — grad habens Ihnen drinn'n in der Ar-beit!“

Der Ruß. Der Ruß ist ein Ereigniß Der Typographenwelt; Er ist ein Vreß erzeugniß, Mit Kadrua hergestellt!

Moderne Kunst. Erster Schriftsteller: Denke Dir mein Pech, stürze ich mich da in die Ehe, um so recht realistische Studien zu meinem Ehebruchdrama machen zu können, und nun bin ich — ganz glücklich! — Zweiter Schriftsteller: Scheußlich! Schade um Dein Talent!

Aus der Klemme geholfen. Frau: Du findest Dich wohl aus der Kneipe gar nicht mehr nach Hause? — Mann: Am Dich vom Genuß zu überzeugen, habe ich fogar gewartet, bis die Laternen ausgelöscht waren.

Ein Gedanktag. A.: Was! Sie trinken Champagner in dieser schlechten Zeit? — B.: Ja, wissen Sie, in diese Zeit pflegte sich meine verstorbene Frau immer ihre Frühjahrskleider zu kaufen, da kann ich jetzt doch schon etwas darauf gehen lassen!

Guter Rath. Dame: Ich habe ein Kind, das so schön spricht; kann man nichts dagegen thun, Herr Doktor? — Arzt: Ja, es ist ein Knabe oder ein Mädchen? — Dame: Ein Mädchen. — Arzt: Ein Mädchen? Dann sollten Sie doch nicht gegen die weisen Bestimmungen der Vorprechung murren.

**Eine fälschliche Verlobung.**

Wie das Rabel meldet, hat sich der Prinz von Neapel mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Coburg, verlobt. Die Prinzessin, Tochter des Herzogs von Edinburgh und gleichzeitigen Regenten von Sachsen-Coburg-Gotha, ist die vierthälteste unter ihren Geschwistern und steht erst in ihrem 16ten Lebensjahre. Sie besitzt ein ungemein liebenswürdiges und einnehmendes Wesen und soll hochbegabt sein.



Prinzessin Alexandra. Der Prinz von Neapel, der zukünftige Erbe der italienischen Krone, ist der Sohn Königs Humbert und ungefähr 26 Jahre alt. Er ist von besonders ernstem und ruhigen Charakter und hat eine große Vorliebe für philosophische Studien. Seine äußere Erscheinung kann nicht gerade als eine imponirende und in's Auge



fallende bezeichnet werden, er ist von kleiner und untersehter Statur. Er hat eine vorzugsweise englische Erziehung genossen, und konnte schon fließend englisch sprechen, ehe er seiner eigenen Muttersprache mächtig war.

Proß und Proßin. Die bevorstehende Verlobung von Miß Consuelo Vanderbilt mit Mr. J. W. Mackay, Jr., bildet zur Zeit das Hauptgespräch der New Yorker Gesellschaft. Wenn sich daselbst bewahrheitet — und darin scheint kein Zweifel zu bestehen — so werden dadurch zwei der mit Glückseligern am reichlichsten bedachten Familien der Ver. Staaten in die nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander treten, und Später eini zwei große Vermögen zu einem



Das Brautpaar. Die Verlobung ist um so mehr zu beachten, als endlich einmal eine reiche amerikanische Erbin sich ihren zukünftigen Gatten nicht aus der Zahl der ausländischen Fürsten, Grafen und Barone auszuwählen, sondern denselben aus den Söhnen des Landes erwählt hat. Miß Vanderbilt ist 19 Jahre alt, während Mr. Mackay 29 Jahre zählt. Ihm und seinem Einfluß war es seinerzeit vor allem zu danken, daß eine Verlobung zwischen seiner Schwester, der Prinzess Colonna, und deren Gatten zu Stande kam.

Enttäuscht. Der Wörternagel von der Wallstraße erob sich endlich in seinem Bette. Wenn er nur erst begreifen könnte, was seine sonst so vernünftigen Frauen so vollständig aus dem Häuschen gebracht hätte. Da fielen seine Blicke auf die Bettdecke mit den umgebenen Taschen, und zugleich auf den Diamantring, den ihm sein Weib so ostentativ vor das Gesicht hielt, er versuchte zu sprechen, aber die Kette war wie zugeschnitten. Was mochte ihm nur fehlen, um ihm die hürrischen Liebslungen seiner besseren Hälfte so in die Knochen gefahren. Schnell zog er sich an, eilte dann nach unten und mischte sich hier einen steifen Absint Frappe. Vielleicht gab ihm das seinen Gleichmuth und seine Fassung wieder. Wenige Stunden später finden wir unseren Wörternagel allein in der Office der Herren Putt, Call & Co., deren Theilhaber er ist. A. seiner rechten Seite sitzt — o Wunder — seine hübsche Privatsecretärin, Miß Upsonniff. Nachdem er ihr mehrere Briefe diktiert und der ältere Geschäftsführer zum gewöhnlichen Frühstück gegangen war, warf das schlächtere holde Wesen an seine Seite einen jener himmlischen, seelenvollen Blicke zu ihm auf, denen er nie hätte widerstehen können. Mit ihrer süßen melodischen Stimme flüsterte sie ihm: „Willy, Geliebter, hast Du es für mich bekommen?“ „Ja, mein Liebling“, antwortete der gute Willy. „Wo denn?“ „Klang es in feierlicher Aufregung.“

„In den Raden.“ Was weiter geschah, wir wollen es nicht geistlich sein lassen. Unser Willy trägt aber jetzt Vorkesselschiffen an seinen Taschen, dachte ich, nicht freieren.“

**Der Diamantring.**

Es war ein ungemein kostbarer Diamant Solitaire, er glänzte wie der Abendstern, war so rein und weiß wie der Schnee, und hätte selbst an der schönsten Hand einer Prinzessin sich nicht zu schämen brauchen.

„Ja, möchte wissen, woher er nur kam?“, und denselben Wunsch legte auch sie, denn ein großes Geheimniß lagerte darüber, von all' dem Hin- und Herreden und dem vielen Nachdenken was es ihr schon ganz wirr in dem kleinen Köpfchen geworden.

Es war 8 Uhr, der Morgen eines herrlichen Frühlingstages. Der Gatte lag noch im tiefsten Schlummer, der arme Mensch, um 4 Uhr war er vergangene Nacht nach Hause gekommen, noch spät Abends hatte man ihn an das Krankenbett eines lieben Freundes gerufen. Und gerade heute bei diesem prächtigen Wetter wollte das kleine Weibchen so gerne „Shopping“ gehen. Leise näherte sie sich dem Bette ihres friedlich ruhenden Gatten, noch immer schien er nicht die geringste Mühe zu machen, dem Pfühle endlich Lebenswohl zu sagen. Zufällig fielen der jungen Frau die nachlässig über die Stuhllehne gehängten „Unausgesprochenen“ ihres Herrn und Geliebten in die Augen. Was mochte er wohl in den vielen Taschen seiner Weste stecken haben? Wie kam sie nur auf diesen Gedanken, sie konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben. Aber als eine richtige Tochter Eva's hatte die Frau die größte Neugierde in ihr erweckt. Also was birgt wohl diese erste Tasche! Einem Kartenzettel, das Pitt-Bl eines Kartenspiels, eine blaue Spielkarte. In der anderen fanden sich 30, und der Coupon eines Logenbillets zu einem bekannten Concertsal. Im, das war aber doch ein merkwürdiger Ort, um sich mit einem Freunde, und noch dazu mit einem sehr franten zu treffen, das machte sie doch etwas nachdenklich. In der dritten Tasche — ah — da zeigte sich etwas ihren Augen, das ihr Herz rascher klopfen machte, ein kleines rundes Padet in gelbes Seidenpapier eingewickelt.

Sorgfältig machte sie das Padetchen auf, mit zitternden Händen. Gott im Himmel! Das Herz schien ihr zerspringen zu wollen! Argwöhnisch warf sie einen Seitenblick auf ihren Herrn Gemahl, der Alhem schien ihr auszugehen zu wollen. Dann entnahm sie dem Kästchen den verächtlichen Ring und ließ ihn über ihren Finger gleiten. Er saß wie angezogen. Gott sei Dank dafür. So war ihr schredlicher Verdacht doch grundlos gewesen.

In tiefer Reue, gefürcht, daß sie auch nur auf einen Moment sich schlechte Gedanken hatte in sich aufkommen lassen, warf sie sich reuend über ihren Gatten, der so unzufällig und friedlich dalag, und Gottlob nicht abnte, wie niedrig sie joeben von ihm gedacht hatte. Etwas überaus von der großen Zärtlichkeitäußerung seiner besseren Hälfte, mochte der liebe Gatte mit einem recht verduigten Gesichte auf, das etwas enttäuscht darüber zu sein schien, daß es nur sein Weibchen war, das ihn nun mit einer nicht endenwollenden Anzahl von Küffen bedeckte. Was seine Frau zu diesem Aufbruche ihrer Leidenschaft und dem Ueberfüllen verlassen mochte, war ihm zum Mindesten unklar: „Du bist doch mein einziger, süßer Mann“, rief sie aus, ihre Worte gelegentlich mit einer Salbe von Küffen unterbrechend. „Wie gut, wie aufmerksam Du immer gegen mich bist, selbst in den Stunden, in denen Du mit Geschäften überbürdet bist, finde ich Du noch so viel Zeit, um an mich zu denken.“ — „Einige Duzend Küsse —“ Nicht wahr Du darfstst daran, daß ich nächste Woche meinen Geburtsdag feiere? Oh, Du lieber Herr! — Wiederholte Küfferei. — „Du, Du bist der Beste, süßte, gültigste! Doch wozu diese heißen Worte des Gesühns und woinniger Liebe mit kalten Verhastben der gefühllosen Welt anbrachten!“

Der Wörternagel von der Wallstraße erob sich endlich in seinem Bette. Wenn er nur erst begreifen könnte, was seine sonst so vernünftigen Frauen so vollständig aus dem Häuschen gebracht hätte. Da fielen seine Blicke auf die Bettdecke mit den umgebenen Taschen, und zugleich auf den Diamantring, den ihm sein Weib so ostentativ vor das Gesicht hielt, er versuchte zu sprechen, aber die Kette war wie zugeschnitten. Was mochte ihm nur fehlen, um ihm die hürrischen Liebslungen seiner besseren Hälfte so in die Knochen gefahren. Schnell zog er sich an, eilte dann nach unten und mischte sich hier einen steifen Absint Frappe. Vielleicht gab ihm das seinen Gleichmuth und seine Fassung wieder. Wenige Stunden später finden wir unseren Wörternagel allein in der Office der Herren Putt, Call & Co., deren Theilhaber er ist. A. seiner rechten Seite sitzt — o Wunder — seine hübsche Privatsecretärin, Miß Upsonniff. Nachdem er ihr mehrere Briefe diktiert und der ältere Geschäftsführer zum gewöhnlichen Frühstück gegangen war, warf das schlächtere holde Wesen an seine Seite einen jener himmlischen, seelenvollen Blicke zu ihm auf, denen er nie hätte widerstehen können. Mit ihrer süßen melodischen Stimme flüsterte sie ihm: „Willy, Geliebter, hast Du es für mich bekommen?“ „Ja, mein Liebling“, antwortete der gute Willy. „Wo denn?“ „Klang es in feierlicher Aufregung.“

„In den Raden.“ Was weiter geschah, wir wollen es nicht geistlich sein lassen. Unser Willy trägt aber jetzt Vorkesselschiffen an seinen Taschen, dachte ich, nicht freieren.“

„In den Raden.“ Was weiter geschah, wir wollen es nicht geistlich sein lassen. Unser Willy trägt aber jetzt Vorkesselschiffen an seinen Taschen, dachte ich, nicht freieren.“

„In den Raden.“ Was weiter geschah, wir wollen es nicht geistlich sein lassen. Unser Willy trägt aber jetzt Vorkesselschiffen an seinen Taschen, dachte ich, nicht freieren.“

„In den Raden.“ Was weiter geschah, wir wollen es nicht geistlich sein lassen. Unser Willy trägt aber jetzt Vorkesselschiffen an seinen Taschen, dachte ich, nicht freieren.“

„In den Raden.“ Was weiter geschah, wir wollen es nicht geistlich sein lassen. Unser Willy trägt aber jetzt Vorkesselschiffen an seinen Taschen, dachte ich, nicht freieren.“

„In den Raden.“ Was weiter geschah, wir wollen es nicht geistlich sein lassen. Unser Willy trägt aber jetzt Vorkesselschiffen an seinen Taschen, dachte ich, nicht freieren.“